

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Einführung <i>Christine Hämmerling, Daniela Zetti</i> | 7 |
| (Staats)bürgerliche Subjekte im späteren 19. Jahrhundert. Ego-Dokumente im Sensus der Habsburgermonarchie <i>Wolfgang Göderle</i> | 17 |
| Das aktenkundige Selbst. Vom Wandel der Akten der DDR-Staatsicherheit zu Biographemen <i>Myriam Naumann</i> | 35 |
| Romanhaftes Leben. Literarisch konstruierte «Auto-Porträts» in Sarah Kirschs Erzählprotokollen <i>Die Pantherfrau</i> <i>Angela Gencarelli</i> | 51 |
| Erzählte Geschichte. Zeitzeugeninterviews als Ego-Dokumente in der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland <i>Annabelle Petschow</i> | 67 |
| Zwischen Autobiografie und Märchenstunde. Überlegungen zur Rezeptionsästhetik selbstdokumentarischer Storytime-Videos <i>Robert Dörre</i> | 81 |
| Lesen und seine Dokumentationen in digitalen Medien. Beispiele und Forschungsperspektiven der historischen Leseforschung <i>Raphaela Knipp</i> | 99 |
| Das Wissen des Profils. Zur kriminalistischen und psychiatrischen Herkunft digitaler Selbstbeschreibung <i>Andreas Bernard</i> | 113 |
| Dokumentierte Absichten. Die Suchanfrage als Ego-Dokument <i>Robin Schrade</i> | 127 |
| Autorinnen und Autoren | 141 |

Einführung

Christine Hämmerling und Daniela Zetti

«Ego-Dokumente»¹ wie Tagebücher, Briefe und Zeugenaussagen wurden in Geschichts- und Kulturwissenschaft bereits vielfältig auf das berichtete, erzählte und dokumentierte «Ich» hin untersucht, das sie zum Ausdruck bringen. Der vorliegende Band nimmt die Veränderung medialer Ausdrucksformen, neue Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt und Gesellschaft sowie die Spannung privat – öffentlich zum Anlass, um zu fragen, wie ein Ich zu deuten ist, das Auskunft über sich gibt. Die Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes schlagen aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven Erweiterungen dessen vor, was ein Subjekt ausmacht, das in Dokumenten zum Ausdruck gebracht wird. Wenn Ermittler Täterprofile erstellen, wenn Interviews geführt oder wenn Suchmaschinen genutzt werden, dann werden spezifische Subjektperspektiven (re)produziert und somit dem in Profilen, Datensätzen, Volkszählungsbögen, Akten oder Romanen festgehaltenen Ich Grenzen gesteckt und (neue) Konturen gegeben. Wo Formate des dokumentierten Ichs entstehen, wird Wissen über Subjektpositionen verhandelt.

Der Sammelband zeigt, dass mit Video-Blogs, Online-Austauschforen zu eigenen Leseerfahrungen, Interviews im Museum und literarischen Texten, die aus Aktenauszügen wie aus Interviews zusammengestellt sind, am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts neue Quellen mit autobiografischem Gehalt entstanden sind. Diese ausdifferenzierten Formate der Selbst- wie Fremdverständigung verlangen der Produktion wissenschaftlichen Wissens über Ego-Dokumente weitere Anpassungsbewegungen ab. Zugleich gibt es wissenschaftliche Fragen, wie die nach dem Wandel von Gesellschaft und Selbstaussage.

¹ Schulze, Winfried: Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung «Ego-Dokumente», in: ders. (Hg.): Ego-Dokumente, Berlin 1996, S. 11–30, basierend auf einem Vortrag von 1992.

druck, die anhaltend relevant sind. Auch das zeigt der Band. Beispielhaft dafür stehen Formulare der Volkszählungen der Habsburgermonarchie und Überwachungsprotokolle der Staatssicherheit der DDR. Sie sind keine neuartigen Dokumente, aber sie werfen Fragen zu Grenzen und Möglichkeiten methodischer Auswertung und zur Generalisierung kulturwissenschaftlicher und historischer Aussagen über Ego-Dokumente auf.

Wenn es Dokumenten gelingt, Ichs sowohl zu dokumentieren als auch zum Ausdruck zu bringen, dann ermöglichen und strukturieren sie neue Handlungsräume. Heuristisch ist es daher sinnvoll, Datensammlungen und Dokumente daraufhin zu befragen, wie darin das Ich zum Ausdruck gebracht wird. In vielfältigen sprachlichen und medialen Erscheinungsweisen lässt sich erkennen, wie Reflexion, Präsentation und Dokumentation des Ichs sich verbinden. Sie verweisen auf die Zirkulation von Wissen und zeigen das Subjekt im Wandel der Zeit, weil in den Prozessen des Dokumentierens und in seinen Dokumenten Wissen über Subjekte erfasst, gesammelt und dargestellt wird. Zusammen mit Dokumentationsmodi wird verhandelt, wie sich ein Subjekt konstituieren kann. Hier zeigt sich ein Ich, das sich mit den Angeboten und Anforderungen in gesellschaftlichen Kontexten weiterentwickelt.

Ego-Dokumente

Schon in den 1980er-Jahren untersuchte ein ganzer Reigen an Disziplinen Dokumente, die zur Deutung von Subjektperspektiven herangezogen werden konnten. Selbstauskünfte wurden in die Forschungen geisteswissenschaftlicher Fächer einbezogen, etwa in der Mikrohistorie, der Mentalitätsgeschichte, der Volkskulturforschung zum lebensgeschichtlichen Erzählen,² aber auch von Historikern, die den Begriff «egodocument»³ prägten. Fokussiert wurde meist auf schriftliche Quellen. In der anglo-amerikanischen Sozialwissenschaft wie in der psychoanalytischen, anthropologischen, museologischen und soziologischen Forschung wurde mit «personal documents», «human documents» oder «documents of life» zudem materielle Kultur beleuchtet, die Einblick in die Biogra-

2 Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt am Main 1983; ders.: Lebensgeschichte, in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 8, hg. von Rolf Wilhelm Brednich, Berlin, New York 1996, Sp. 825–833.

3 Vgl. Jacob Presser, der 1958 als «egodocumente» Texte bezeichnete, in denen der Autor uns etwas über sein persönliches Leben und seine Gefühle erzählt, vgl. Dekker, Rudolf M.: Ego-Documents in the Netherlands 1500–1814, in: Dutch Crossing 39 (1989), S. 61–72, hier S. 61.

fie einer Person gab, so etwa Privatfotos oder Gegenstände des täglichen Gebrauchs.⁴

Als der Historiker Winfried Schulze dann 1992 das «Schreiben über sich selbst» einer kritischen Bestandsaufnahme unterzog, plädierte er dafür, autoreflexive Quellengattungen künftig neu unter dem Begriff des Ego-Dokuments zu fassen.⁵ Schulze stellte Tagebüchern und Autobiografien der Frühen Neuzeit, also historischen Selbstauskünften, die in der Regel eine Autorin oder einen Autor auswiesen,⁶ Überlieferungen gegenüber, die «Aussagen oder Aussagepartikel» enthielten, die Auskunft geben über die «freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen» in der Gesellschaft.⁷ Diese waren potenziell aufschlussreich für die Geschichte frühneuzeitlicher Gesellschaften, und das gerade weil sie keine Autorin und keinen Autor hatten.⁸ Die Texte «sollten individuell menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und -erwartungen widerspiegeln».⁹

Wenn der Historiografie zur Frühen Neuzeit daran gelegen war, so Schulze, die Geschichte «illiterater Schichten» in ihre Untersuchungen einzubeziehen und so die «Schwelle der Geschichtsfähigen» zu senken, dann führte kein Weg «an einer möglichst weit ausgreifenden Quellensuche vorbei».¹⁰ Zu suchen seien Quellen, «in denen ein Mensch Auskunft über sich selbst gibt, unabhängig davon, ob dies freiwillig – also etwa in einem persönlichen Brief, einem Tagebuch, einer Traumniederschrift oder einem autobiographischen Versuch – oder durch andere Umstände bedingt geschieht».¹¹ Schulzes Ego-Dokument umfasste also mehr als Briefe, Autobiografien und Tagebücher. Es ging ihm um Selbstäußerungen, die bis dahin nicht als solche in Betracht gezogen worden waren, weil sie als nicht individuell genug galten.¹² Er hatte historische Zeugnisse im Sinn, die bei Befragungen und Willensäußerungen «im Rahmen administrativer, jurisdiktioneller oder wirtschaftlicher Vorgänge»¹³ entstanden waren. Der Begriff des Ego-Doku-

4 Schulze 1996, S. 14.

5 Vgl. Schulze 1996.

6 Vgl. Greyerz, Caspar von: Ego-Documents – the last word?, in: Siebenhüner, Kim; Zaugg, Roberto (Hg.): Von Menschen, die glauben, schreiben und wissen. Ausgewählte Dokumente, Berlin 2013, S. 182–193.

7 Schulze 1996, S. 28.

8 Vgl. ebd.

9 Ebd.

10 Ebd., S. 25 f.

11 Ebd., S. 21.

12 Schulze spricht von einem «Individualitätssyndrom» des «klassischen Historismus», das «in einem merkwürdigen Widerspruch zu seiner Zurückhaltung steht, das Innerste des Menschen zu erkunden», ebd., S. 12.

13 Ebd., S. 21.

ments stand hier für die Erforschung von «moderner Subjektivität und Individualität»,¹⁴ die historisch im Entstehen begriffen war, sowie für eine Neudefinition und -interpretation der Quellengattung der autobiografischen Selbstzeugnisse.

Das dokumentierte Ich: die Beiträge

Im April 2017 organisierten die Herausgeberinnen zusammen mit Lea Pfäffli die Tagung «Das dokumentierte Ich – Wissenskulturen und -medien im Wandel» der Sektion «Wissenskulturen» der Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft (KWG).¹⁵ Zahlreiche der dort gehaltenen Vorträge finden sich hier in überarbeiteter Form versammelt; um weitere Beiträge wurden sie ergänzt. Die Autorinnen und Autoren setzen sowohl bei den zu sichtenden Neuerungen als auch bei den Grenzen des Begriffs des Ego-Dokuments an, um den heuristischen Wert dieser Perspektive auszuloten. Sie greifen auf den Begriff des Ego-Dokuments zurück, wie er von Winfried Schulze verwendet wurde, und diskutieren ihn konstruktiv-kritisch. Dennoch handelt es sich nicht um einen Band über Ego-Dokumente in Schulzes Sinne. Der Titel «Das dokumentierte Ich» trägt einem Umstand Rechnung, auf den geschichts- und kulturwissenschaftliche Forschungen seit den 1990er-Jahren hinweisen: Im Fokus der Auswertung von Dokumenten, aus denen ein Ich spricht, steht die Konstituierung des jeweiligen Ichs, weniger der Mensch, der sich dahinter vermuten liesse.

Der Band ist interdisziplinär konzipiert und lenkt den Blick auf die Potenziale fachlicher Schnittstellen: So sind hier Autorinnen und Autoren aus der ethnografisch-kulturwissenschaftlichen Leseforschung, aus dem Ausstellungswesen sowie der Literaturwissenschaft, aus der theoretischen und historisch ausgerichteten Medienwissenschaft, der Kulturwissenschaft und der Geschichtswissenschaft miteinander verknüpft.

Die ersten beiden Beiträge problematisieren Selbstäußerungen gerade in jenen administrativen Kontexten, in denen Autorschaft in Frage steht.

Wolfgang Göderle untersucht Zensusbögen der Habsburgermonarchie. Volkszählungen und sogenannte «Zigeuner-Conscriptionen», so Göderle, regten Ende des 19. Jahrhunderts eine massenhafte serielle Produktion von Ego-Dokumenten in Winfried Schulzes Sinn an. Göderle versteht diese Formulare als standardisierte Vorlagen, die aber je nach erfasstem Subjekt unterschiedlich ein-

¹⁴ Ebd., S. 17.

¹⁵ Kern, Kathrin (Tagungsbericht): Das dokumentierte Ich – Wissenskulturen und -medien im Wandel. Workshop der Sektion «Wissenskulturen» der Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft (KWG), 21./22. 4. 2017 Zürich, in: H-Soz-Kult, 10. 8. 2017, www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7285.

schränkend wirkten. Staatsbürgerinnen und Staatsbürger waren aufgefordert, sich mit der eigenen Individualität und mit persönlichen Merkmalen auseinanderzusetzen. Göderle fragt, inwiefern dort von Selbstäusserungen die Rede sein kann, wo historische Subjekte in ihren Äusserungsmöglichkeiten stark eingeschränkt waren. Er kommt zu einem differenzierten Urteil. Bürgerinnen und Bürger sahen die Volkszählungen als Anlass, dem Staat als Individuum entgegenzutreten, das einen Beitrag zur Gesellschaft leistete und im Gegenzug politische Partizipation erwartete. Die in «Zigeuner-Conscriptionen» Erfassten erfuhren zwar die besondere Aufmerksamkeit der Verwaltung, die wenigen überlieferten Zeugnisse geben hingegen keinen Aufschluss über ihre Perspektiven auf das Leben, nicht einmal über subversive Strategien, sondern lediglich über ihre Ausgrenzung.

Myriam Naumann befasst sich mit Stasi-Akten als «Verzeichnungen über Andere», auch sie setzt sich konstruktiv-kritisch mit Winfried Schulzes Definition von Ego-Dokumenten auseinander und fragt, ob «Konstellationen der Verzeichnung über Andere» Ego-Dokumente überhaupt hervorbringen können. Sie argumentiert, dass es auf die Umstände ankomme, unter denen ein «aktenkundiges Selbst» Einsicht in Dokumente über sich erhält. Erst nach der Öffnung der Archive in den 1990er-Jahren, als Betroffene aus den sie betreffenden Akten autobiografische Narration entwickelten und für diese die Autorschaft übernahmen, konnten Dokumente einer Überwachungs- und Sicherheitsbürokratie zu Ego-Dokumenten werden. Naumann plädiert somit dafür, Selbstauskunft unter den Bedingungen geheimer Überwachung nicht als Ego-Dokument zu werten, weil Selbstauskunft nicht möglich war, wo Auskunft nicht intendiert war, sondern das Selbstbewusstsein Einzelner untergraben wurde und Misstrauen sich gegen Unbekannte wie Vertraute richtete.

Das Wiederverwenden von Sprech- beziehungsweise Textpassagen und das systematische Übersetzen in andere Kontexte und Medien sind in den folgenden beiden Beiträgen zentral; sie behandeln damit Ego-Dokumente, die zwischen Fiktion und Inszenierung changieren.

Angela Gencarelli beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Konstruktivität autobiografischen Erzählens. Am Beispiel des literarischen Werkes *Die Pantherfrau* der DDR-Autorin Sarah Kirsch zeigt sie, wie in der lyrischen Überarbeitung von Interviews Dokumentationen eines Ichs mit dem Konstrukt einer Autorin und kanonischen Erzählmustern aus der Literatur verwoben werden. Die Interviews in Kirschs Band wurden mit dem Kassettenrecorder aufgezeichnet und anschliessend durch die Autorin bearbeitet. Die aufgezeichneten Ich-Erzählungen lassen sich als Ego-Dokumente verstehen. Aufgrund der Aufbereitung durch Kirsch gibt zugleich die Zusammenstellung der Erzählungen dem Ich Ausdruck. Die *Unfrisierten Erzählungen aus dem Kassetten-Recorder*, so der

Untertitel der *Pantherfrau*, zeigen, dass kulturell verbreitete, literarische Erzählmuster die autobiografische Narration durchdringen.

Annabelle Petschow untersucht «erzählte Geschichte» am Beispiel des museal inszenierten Interviews mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Petschow geht in einer Geschichte der Oral History der Frage nach, wie Zeitzeugeninterviews für Ausstellungen entstehen, und stützt sich dabei auf Schulzes Konzeption des Ego-Dokuments. Anhand eines Zeitzeugenprojektes der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland beschreibt sie die dreifache Herausforderung, die Interviews als Ego-Dokumente darstellen: Sie zeichnen sich durch Auslassungen und Akzentuierungen aus, und zwar erstens während des lebensgeschichtlichen Erzählens, zweitens in der Dokumentation sowie drittens in der Inszenierung einer Ausstellung. Eine Herausforderung für Museen besteht darin, ein dreifach vermitteltes Ich auszustellen, ohne den Prozess ihrer Konstituierung zu verschleiern. Zeitzeugeninterviews können dann einen Weg zum Verständnis von Subjektivität und Vergangenheit bieten, der über den Zugang hinausführt, den Museen durch Objekte vermittelten.

Die nächsten beiden Beiträge unterstreichen die Bedeutung der Rezeption für Dokumentationen des Ichs. Sie betrachten Varianten des Ego-Dokumentarischen, bei denen der rezipierende Zugriff die Deutung der Selbstauskünfte mitbestimmt. Robert Dörre und Raphaela Knipp nehmen eine kritisch-distanzierte Perspektive ein zur Möglichkeit, den Selbstausdruck eines Ichs in einem Dokument zu beherbergen, durch ein Dokument zu fassen und in seiner Bedeutung festzulegen.

Am Beispiel der sogenannten Storytime-Videos, in denen Akteurinnen und Akteure Erfahrungen nacherzählen und sich dabei selbst filmen, fragt *Robert Dörre* nach der Erwartungshaltung der Zuschauenden, die sich «im Spannungsfeld zwischen Glauben und Unglauben entfaltet», also nach dem Status der Wahrheit sucht und das Elend der Lüge befürchtet. Dörre macht zum einen sichtbar, wie eng der Konnex zwischen Selbstdokumentation und fingierter Realität beziehungsweise zwischen Selbstauskunft und der Konstruktion einer Persona sein kann. Zum andern zeigt er, wie sich die Spannung zwischen Glauben und Unglauben auf mehreren Ebenen in ein Storytime-Video einschreibt. Dörre benennt die begriffliche Rahmung des Storytime als «Märchenstunde», behandelt Intro-Sequenzen, Begleittexte und Kommentare und analysiert, wie die narrative Logik der Videos in diese Spannung integriert ist. Er fragt, ob das Storytime als Ego-Dokument verstanden werden kann, und verneint: Es sei kein Dokument.

Raphaela Knipp beschreibt Selbstdokumentationen von Lesenden in Online-Foren und wie diese in Alltagspraxen eingebettet sind. Sie untersucht diese aus Perspektive der Leseforschung und fragt, inwiefern dem Lesen, einem weit-

gehend als flüchtig qualifizierten Prozess, mit digitalen Dokumentationen Lesender auf die Spur zu kommen sei. Anhand einer Ausdifferenzierung von Rezeptionsmodi und an das Lesen gekoppelten Anschlussfähigkeiten (Kommunikation, Aufbau von Bücherregalen etc.) verdeutlicht Knipp, was durch die Selbstreflexionen und Selbstausdrucksformen der Lesenden vom Leseprozess sichtbar wird und was unsichtbar bleibt.

Andreas Bernards Überlegungen zur «Fremdsteuerung von Daten» in «Profilen» der sozialen Medien und Robin Schrades Beitrag zur Suchanfrage thematisieren Wechselwirkungen zwischen Absichten der Dokumentation und der Auskunft in aktuellen wie in historischen Settings.

Rhetoriken der Selbststeuerung und Fremdsteuerung persönlicher Daten gehen im 21. Jahrhundert Hand in Hand, so *Andreas Bernard*. In einer Begriffsgeschichte des «Profils» macht er deutlich, auf welche Windungen der Wissen(schaft)s-geschichte aktuelle digitale Selbstbeschreibungen zurückgehen. Er geht dem Profil nach, von psychiatrischen Ordnungsversuchen des frühen 20. Jahrhunderts über kriminologische Fahndungen nach Unbekannten in den 1970er-Jahren bis hin zu selbstverfassten Formaten, die Subjekte nach Formvorgaben zur Selbstdarstellung animieren – ob in sozialen Medien oder in der Bewerbungskultur. Dokumentiert und produziert werden im Profil damit sehr unterschiedliche Varianten des Ichs.

Robin Schrades Beitrag zur Suchanfrage und ihren unfreiwilligen Selbstauskünften behandelt Dokumente (nämlich Daten) des Selbstausdrucks, die in Zusammenhänge von Suchen und Finden einzuordnen sind, und zwar an der Schnittstelle zwischen suchenden Subjekten und Suchtechnologie: Das Ich, das sich in den massenhaft erfassten Suchanfragen auf Plattformen wie Google nach dem Motto «Wer sucht, der kann gefunden werden» abbildet, wird hier seinen historischen Vorläufern, den Adressbüros der Frühen Neuzeit, gegenübergestellt. Dieser Modus des Vergleichs ermöglicht es Schrade, Suchanfragen diskursiv zu erfassen und historisch einzuordnen und somit zugleich seiner Frage nachzugehen, wie Suchanfragen als Dokumente wissenschaftlich betrachtet und ausgewertet werden können.

Grenzen, Möglichkeiten und die Unmöglichkeit des Ego-Dokuments

Die Beiträge zeigen auf, dass Ego-Dokumente dort ihr heuristisches Potenzial entfalten, wo sie auf historische und situative Subjektivierungen befragt werden können. Um es deutlich zu formulieren: Ego-Dokumente zu untersuchen, heisst ein Ich zu suchen, das aus Dokumenten spricht, aber das heisst nicht, dass dieses Ich Emotionen, Überzeugungen oder Wahrnehmungen vom Körper über die

Hand aufs Papier bringt. Im Gegenteil, zur Erforschung historischer Subjektivierungen gehört es, ihre Situiertheit zur Kenntnis zu nehmen und Grenzen des Dokumentierens sowie die prinzipielle Unmöglichkeit der Allianz zwischen «Ego» und «Dokument» zu diskutieren: Es gibt Dokumentationen, die Auskünfte über Emotionen und Wahrnehmungen geben sollen, es aber nicht tun.

Auch Gesellschaft kann daher nicht analytisch aus dem jeweiligen Dokumentierten herauspräpariert werden. In seiner Definition des Ego-Dokuments ging Winfried Schulze noch davon aus, dass diese über die «Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren».¹⁶ Die Analyse von Ego-Dokumenten aber ermöglicht Einblicke in die Entstehung von Subjekten und Gesellschaft nur dann, wenn Dokumentation ins Verhältnis gesetzt wird zu Verhandlungen von Wissen und sozialem Wandel. Nicht jede Veränderung im Dokument oder Dokumentieren ist deshalb mit sozialer Wirkung gleichzusetzen. Auch lässt massenhaft oder exzessiv medial vermittelter Selbstaussdruck noch nicht auf die Entstehung neuer Ego-Dokumente schliessen. Mit Blick auf die gesellschaftliche Funktion von Ego-Dokumenten ist mithin die Frage instruktiv, was Dokumentationen des Ichs in Öffentlichkeiten leisten können und zu welchen Neuerungen im Erfassen und Hervorbringen von Subjekten sie führen.

Ferner plädieren wir dafür, Schulzes Konzeption von Selbstäusserung als Ausdruck von Innerlichkeit zu überdenken. Ego-Dokumente sollten gemäss Schulze noch «individuell menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und -erwartungen widerspiegeln».¹⁷ Diese Perspektive auf das Gefühlsleben frühneuzeitlicher Subjekte eröffnete damaligen Forschenden neue Perspektiven; mit dem «dokumentierten Ich» möchten wir hingegen für eine stärkere Kontextualisierung und Historisierung von Emotionalität und Dokument werben – und zwar ohne sie einem Innen oder Aussen zuzuschreiben.

Zumal das Dokumentieren mit dem Dokument nicht abgeschlossen ist, halten wir es für zentral, die historischen, dinglichen und soziostrukturellen Kontexte der Zirkulation, das heisst der Weiterverwertung und Neurezeption von Dokumenten, in den Blick zu nehmen, wenn Aussagen über Wissensbestände, emotionale Zustände oder Wertvorstellungen in einer bestimmten Zeit getroffen werden.

¹⁶ Schulze 1996, S. 28.

¹⁷ Ebd.